

3.3 Von Typen (Husserl) und Substanzen (Millikan)

»Analysis of the world structures that permit the possibility of human knowing is not the same thing as analysis of the inner psychological structure of the knowing.«

(Millikan 2004a, 74)

Die Überlegungen der beiden vorangegangenen Abschnitte sollen in den folgenden Abschnitten für eine vertiefende Explikation der Funktionsweise von Begriffen-von fruchtbar gemacht werden. Dazu sollen zwei theoretische Konzeptionen vorgestellt und diskutiert werden, die der hier vorgeschlagenen Konzeption von Begriffen-von als Vorlage und Kontrastfolie dienen sollen. Zunächst möchte ich auf Husserls Konzeption des *Typus* eingehen, die sich als eine Präzisierung der kantischen Konzeption des empirischen Schemas lesen lässt (eine solche Interpretation des Typus bei Husserl findet sich prominent in Lohmar 2008, 119f.; Summa 2012, 32). Von Husserls Begriff des Typus ausgehend möchte ich dann in Auseinandersetzung mit Millikans Konzeption der *Begriffe für Substanzen* im aristotelischen Sinne zeigen, was genau wir uns unter Begriffen-von vorzustellen haben.

Husserls Typen

Um die Funktion des *Typus* bei Husserl zu explizieren, müssen wir noch einmal auf das Phänomen der *Apperzeption* zurückkommen, sofern *Typus* und *Apperzeption* bei Husserl nur korrelativ zu begreifen sind. Ein Zitat aus Husserls *Erfahrung und Urteil* kann diesen Zusammenhang vgreifend verdeutlichen:

Die faktische Welt der Erfahrung ist typisiert erfahren. Die Dinge sind erfahren als Baum, Strauch, Tier, Schlange, Vogel [...]: [S]ehen wir einen Hund, so sehen wir sofort sein weiteres Gehaben voraus, seine typische Art zu fressen, zu spielen, zu laufen, zu springen usw. Wir sehen jetzt nicht sein Gebiß, aber obschon wir diesen Hund noch nie gesehen hatten, wissen wir im voraus, wie sein Gebiß aussehen wird [...]. (1939, 398f.)

Zweierlei geht aus dieser Passage hervor: Einerseits die uns schon vertraute Vorstellung, dass die Wahrnehmung eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art darauf beruht, dass uns die in der Wahrnehmung impressional gegebenen Sinnesinhalte appräsentativ oder amodal um einen bestimmten Möglichkeits- oder Vorwegnahmehorizont ergänzt sind. Andererseits, dass Husserl den Begriff der Typisierung verwendet, um die Verschiedenheit der Objekt-

klassen zu bezeichnen, die uns in direkter Wahrnehmung gegeben sein können. Gleichzeitig wissen wir aus den vorangegangenen Erläuterungen zur Apperzeption, dass Husserl die Vorstellung vertritt, dass die jeweils qua Apperzeption appäsentierten Vorwegnahmehorizonte ihm zufolge auf sedimentierten Erfahrungen des Subjekts beruhen. Der Typus übernimmt bei Husserl somit die Funktion, zu erklären, wie es zu der Verschiedenheit der appäsentierten Vorwegnahmehorizonte bezüglich verschiedener gegebenheitsontologischer Objektklassen (etwa: belebter Wesen und unbelebter Naturdinge) kommt: Ein impressional präsentierter Sinnesinhalt (oder eine Menge solcher Sinnesinhalte) wird in direkter Wahrnehmung *durch einen Typus* aufgefasst und erscheint daher unmittelbar durch das entsprechende Mitgegenwärtigungsprofil bereichert. Wie das empirische Schema übernimmt also auch der Typus sowohl eine Identifikations- als auch eine Vorzeichnungsfunktion, wobei die »typisierende Apperzeption« für Husserl eine »unentbehrliche und ständig fungierende Leistung [darstellt], die auf den Erfahrungsniederschlägen im Subjekt beruht« (Lohmar 1998, 236):

Die Funktion des Typus (z.B. Hund) bei der Apperzeption besteht in einem intentionalen Vorgriff, der uns etwas ganz Bestimmtes (z.B. einen Teil oder eine Eigenschaft) in einer flüssigen Variabilität erwarten läßt. Diese Erwartung ist bestimmt, aber zugleich flexibel, so daß sie sich der jeweiligen Anschauung sozusagen »anpassen« kann[.] (Ebd.)

Die Vorzeichnungsfunktion des Typus besteht also darin, dass sie »meine Erwartungen hinsichtlich eines raumzeitlichen Gegenstandes strukturiert und bestimmt«, wobei uns der Typus in einen kontext-sensitiven »Zustand der Erwartung typischer Eigenschaften« eines Gegenstands versetze, der auf vorangegangenen Erfahrungen mit diesem Gegenstand oder Gegenständen ähnlicher Art zurückgeht (Balle 2008, 92). »Ein Typus bildet sich in einer Reihe von gleichartigen Erfahrungen und ist dann dazu geeignet, unsere synthetische Verbindung der einzelnen anschaulich gegebenen Elemente eines Gegenstandes zu leiten. Der Typus ist eine Bedingung für die Möglichkeit der Konstitution von Gegenständen« (Lohmar 2008, 120). Diese letzte Bemerkung Lohmars ist in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung. So wurde im Vorhergehenden wiederholt auf der These insistiert, dass wir uns die Konstitution von GOOs nicht nach folgendem Schema vorzustellen haben: Erst der Gegenstand x draußen in der Welt und der bereitliegende Begriff P drinnen im Subjekt; und dann wird mithilfe des Begriffs der zunächst als bloßes Ding wahrgenommene Gegenstand anhand seiner äußeren Merkmale klassifiziert – fertig ist das »x ist P« der Wahrnehmungserfahrung. Vielmehr sind

GOOs selbst das Ergebnis subpersonalen Konstitutionsleistungen, die sowohl auf proximalen Reizen als auch auf der kognitiv-perzeptiven Verfassung der Subjekte basieren und die wesentlich amodale Ergänzungen oder Appräsentationen in räumlicher wie in zeitlicher Hinsicht einschließen. Husserl macht diesen Punkt besonders stark:

Liegt das Wesen der Wahrnehmung nicht in der Apperzeption, dann ist alles Reden von Wahrnehmung in Beziehung auf Äußeres, auf Berge, Wälder, Häuser u.dgl. verkehrt, der normale Sinn des Wortes Wahrnehmung, der sich doch vor allem in diesen Fällen klar bekundet, wäre ganz aufgegeben. [...] Zur Wahrnehmung gehört, daß etwas in ihr erscheine; aber die Apperzeption macht aus, was wir Erscheinen nennen, mag sie unrichtig sein oder nicht, mag sie sich getreu und adäquat an den Rahmen des unmittelbar Gegebenen halten oder ihn, künftige Wahrnehmung gleichsam antizipierend, überschreiten. Das *Haus* erscheint mir – wodurch anders, als daß ich die wirklich erlebten Sinnesinhalte in gewisser Weise apperzipiere. Ich höre einen *Leierkasten* – die empfundenen Töne deute ich eben als *Leierkastentöne*. (Hua XIX/1, 762)

Indem sie also die konkreten Appräsentationen, bzw. die amodalen Ergänzungen, anleiten, sind Typen an der Konstitution der Objekte der Wahrnehmung beteiligt. Somit erweise sich der Typus als »Möglichkeitsgrund der Apperzeption« (Lohmar 2008, 121).

Dabei sind die wahrnehmungskonstitutiven Typen selbst dem erlebenden Subjekt nicht ihrerseits gegeben – was ihm gegeben ist, sind vielmehr die typisiert apperzipierten Objekte der Wahrnehmung, sodass – worauf später noch zurückzukommen ist – ein Subjekt sich durchaus im Unklaren über die Typen (die Begriffe-von) sein kann, die seiner direkten Wahrnehmung dispositionell zugrunde liegen. Ähnlich wie Pendlebury in Bezug auf Kants empirische Schemata argumentiert Balle (2008, 93) diesbezüglich dafür, dass Typen »vorsprachlichen Charakter besitzen« und insofern »dem Bereich vorpropositionaler Inhalte« zuzuordnen sind. Diese These präzisierend stellt Lohmar fest:

Seinem Sinn nach weist der Typus auch noch nicht auf eine begriffliche Allgemeinheit hin. Wir dürfen deshalb Typus und empirischen Begriff nicht gleichsetzen. Im Typus wird noch nicht auf einen generellen Kern Bezug genommen, ein solcher Bezug geschieht erst im Gebrauch eines Allgemeinbegriffs [...]. (1998, 238)

Typen sind also selbst (noch) keine Allgemeinbegriffe, sie stellen allerdings »Vorformen von Begriffen« dar (Balle 2008, 97). Damit ist auch – je nach Lesart – der Unterschied des Typus zu empirischen Schemata im Sinne Kants deutlich markiert. Ist das empirische Schema etwas, das dem empirischen Begriff ein Bild verschafft, so ist umgekehrt der Typus etwas, das überhaupt

erst die gegebenen Objekte als die unterschiedlichen Objekte, als die wir sie unmittelbar wahrnehmen, konstituiert. Weiterhin ist – ich folge hier Lohmars (2008, 119) Bestimmung des Verhältnisses von Schema und Typus – die Betonung der »Veränderlichkeit in weiterer Erfahrung« eine Eigenschaft, die Husserls Konzeption des Typus vom kantischen Schema zu unterscheiden scheint. So betont Husserl wiederholt, dass sich die Typen im Laufe weiterer Erfahrung sowohl in ihrer situativen Applikation als auch der mit ihnen korrelierten Appräsentationen nach, durch Erfahrung verändern können.¹⁴ Der Typus etwa, der meiner direkten Wahrnehmung einer Person zugrunde liegt, die kennenzulernen ich erst im Begriff bin, ändert sich im Zuge vertieften Kennenlernens mitunter signifikant. Hatte man bei den ersten Begegnungen etwa noch den unmittelbaren Eindruck, es mit einer unausstehlich arroganten und rettungslos dumpfen Person zu tun haben, die einem auf Anhieb unsympathisch war, kann sich im Zuge weiterer Begegnungen die direkte Wahrnehmung der Person radikal ändern. Was man zuvor als Arroganz wahrgenommen hatte, erscheint jetzt etwa als Schüchternheit und die vermeintliche Dumpfheit als bescheidene Zurückhaltung. Wir haben es in solchen Fällen mit interaktiven Kalibrierungen von Begriffen-von zu tun. Ein analoges Beispiel, das von einem Studierenden aus einem seiner Seminare stammt, wird von Edward Sapir zitiert:

»Before the War the three-colored Italian flag was beautiful – it was associated in my mind with beautiful thoughts. But after the War the Italian flag belonged to a party of violence, and it is [now] associated in my mind with bloodshed, persecution corruption and policemen« (zitiert nach Sapir 2002, 224).

14 Eine alternative Version einer solchen Theorie der Begriffe-von vertritt etwa Jesse Prinz, der sich dabei im Wesentlichen auf Überlegungen Lawrence Barsalows stützt. Prinz spricht nicht von »Typen«, sondern von »Proxytypen«, unterscheidet allerdings nicht zwischen Begriffen-von und Begriffen-für. Vielmehr erhebt er den Anspruch, mit dem Begriff der Proxytypen eine allgemeine Theorie der Begriffe (»concepts«) vorzulegen. Seiner Definition nach sind Proxytypen aus der Erfahrung abgeleitete, »mentale Repräsentationen von Kategorien, die im Arbeitsspeicher aktiviert werden können oder aktiviert werden« (2002, 149 [m.Ü.]). Proxytypen werden dabei kontextsensitiv aktiviert, sodass beispielsweise in verschiedenen Situationen, in denen es um Hunde geht, je situations-typische Hunde-Proxytypen aufgerufen werden können. Gleichzeitig erlaubten uns Proxytypen, »vergangene Ereignisse nachzuerleben oder künftige Ereignisse vorherzusehen« (ebd., 159).

Wichtig ist hierbei wiederum, dass ein solcher Wandel der direkten Wahrnehmung eines Objektes (bzw. einer Form) keinen Wandel der bewussten Überzeugungen bezeichnet, obwohl es sich durchaus nahelegt, dass sich mit dem Wandel der direkten Wahrnehmung auch die Überzeugungen, die man bezüglich des entsprechenden Objekts zu äußern geneigt wäre, ändern. Die Formen verändern in solchen Fällen ihre *Gegebenheitsweise*, ihre Appräsentationshorizonte – sie erscheinen (gegebenheitsontologisch) *anders*, obwohl sie alltagsontologisch immer noch als dieselben adressiert und identifiziert sein mögen (vgl. hierzu die Bemerkungen zu ›Kontiguitätskonglomeraten‹ in Kapitel 4.4).

Millikans Substanzen (darunter kulturelle Meme)

Damit kommen wir zu Ruth Millikans Konzeption der *Begriffe für Substanzen*, die, wie wir sehen werden, eine unbewusste Variation auf Husserls Konzeption der Typen darstellt. Millikan entwickelt ihre Konzeption der Begriffe für Substanzen vor allem in *On Clear and Confused Ideas*, auf das ich mich hier primär beziehe. Begriffe für Substanzen (im Folgenden: Substanzbegriffe) realisieren Millikan zufolge wesentlich zwei Funktionen: Die (Re-)Identifikation eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art einerseits und die Projektion bestimmter Möglichkeitshorizonte bezüglich des identifizierten Objekts andererseits. Wie die Begriffe von innerhalb des hier vorgeschlagenen Ansatzes bestimmt Millikan Substanzbegriffe somit funktional durch das, was sie leisten:

[T]he task of substance concepts is to enable us to reidentify substances through diverse media and under diverse conditions, and to enable us over time to accumulate practical skills and theoretical knowledge about these substances and to use what we have learned. (2004a, 2)

Was genau haben wir uns aber unter den Substanzen selbst, auf welche sich Substanzbegriffe beziehen sollen, vorzustellen? Millikan entlehnt diesen Begriff Aristoteles, der zwischen *primären* und *sekundären Substanzen* unterscheidet, wobei primäre Substanzen bei Aristoteles Individuen bezeichnen und sekundäre Substanzen Objektklassen wie beispielsweise die Spezies Hund. Drei Arten von Substanzen hebt Millikan besonders hervor: *Historische Arten* wie biologische Spezies, Stühle, Frühstücke, Symphonien, soziale Rollen oder Internet-Meme, *ewige Arten* wie H₂O oder Gold, und schließlich *Individuen* wie du, ich, mein Laptop oder das mit anderen geteilte Auto, das heute Morgen schon wieder nicht angesprungen ist. Millikans Grundidee besteht nun darin, Substanzen als diejenigen EOs zu definieren, die Subjekten die Möglich-

keit bieten, induktiv etwas über sie zu lernen. Um diesen Zweck zu erfüllen, böten sich für Subjekte vor allem solche Arten von Objekten an, »welche ihre Eigenschaften, und somit Potenziale zum Gebrauch, über viele Begegnungen hinweg erhalten« (ebd., 2 [m.Ü.]). Es muss sich also um Objekte handeln, die höherstufige Regularitäten instanzieren.

This makes it possible for the organism to store away knowledge or know-how concerning the thing as observed or experienced on earlier occasions for use on later occasions, the knowledge retaining its validity over time. [...] Substances are, by definition, what can afford this sort of opportunity to a learner, and where this affordance is no accident, but is supported by an ontological ground of real connection. (Ebd.)

Substanzen sind also solche Objekte oder Klassen von Objekten in der existenzontologischen Umgebung von Organismen, bezüglich derer sich induktiv Wissen akkumulieren lässt. Um es innerhalb der hier entwickelten Perspektive zu sagen: Substanzen sind solche existenzontologischen Objekte, die aufgrund mit ihnen verknüpfter, höherstufiger Regularitäten etwa bei menschlichen Subjekten dazu geeignet sind, die Wahrnehmung gegebenheit-ontologischer Objekte zu verursachen, mit denen es für diese in typischer Weise *etwas auf sich hat*, mit denen sie Bestimmtes *anfangen* (Handlungsspielraum), von denen sie Bestimmtes *erwarten* können (Erwartungsspielraum). Prägnanter: Substanzen manifestieren sich in existenzontologischen Regularitäten, für welche ein Organismus rezeptiv ist. Im Grunde erweist sich so jede Regularität in der Umgebung, für die ein Organismus grundsätzlich rezeptiv ist, als Substanz. Türklingeln beispielsweise ist in diesem Sinne (innerhalb entsprechender Kontexte) eine Substanz, sofern in verschiedenen Situationen *Türklingeln* auftauchen, die (re)identifiziert und zuverlässig mit entsprechenden Erwartungen verknüpft werden können (»Erwartest du jemanden!?«). Ebenso sind etwa »anzugtragende Menschen«, »Ärzte« oder »Professoren« Millikan zufolge Substanzen, sofern sich über ihre Instanzen generalisierendes Wissen akkumulieren lässt, das sich mit hinreichender Zuverlässigkeit auf künftige Manifestationen dieser Substanzen übertragen lässt.

Members of these groups are likely to act similarly in certain ways and to have attitudes in common as a result of similar training handed down from person to person (reproduction or copying), as a result of custom (more copying), as a result of natural human dispositions (compare dog dispositions) or social pressures to conform to role models (copying again), and/or as a result of legal practices handed down from univocal sources. (2005, 109f.; ebenso Millikan 2004a, 22)

Ihre gegebenheitsontologische Bedeutsamkeit ist es also, aus der sich das »primäre Interesse« des Subjekts an der Reidentifikation von Substanzen speist (ebd., 10).

Um nun allerdings zu wissen, was es in gegebenheitsontologischem Sinne mit einer Substanz auf sich hat, muss das Subjekt für gewöhnlich gerade *nicht* wissen, welche existenzontologischen Prozesse und Zusammenhänge die jeweilige Substanz in ihrem Innersten zusammenhalten, bzw. welche existenzontologischen Prozesse es bedingen, dass sich ihrer bezüglich induktiv Wissen akkumulieren lässt. Für ihre alltäglichen, gegebenheitsontologischen Belange reicht es vielmehr vollkommen aus, wenn eine Person einerseits erfasst, um eine Substanz welcher Art es sich in einem konkreten Fall handelt, und andererseits, was es mit ihr auf sich hat, mit welchen Möglichkeiten sie rechnen muss und wie sie sich diesen gegenüber verhalten kann. In diesem Sinne kann dann etwa auch so etwas wie »der Weihnachtsmann« oder »Batman« in bestimmten kulturellen Zusammenhängen eine Substanz sein, über die ein Subjekt im Laufe seines Lebens – beispielsweise aus Büchern und Filmen – induktiv Wissen akkumulieren kann, welches es dann etwa auch auf »reale« Begegnungen mit Personen übertragen kann, die den »Weihnachtsmann« oder »Batman« spielen. Es kann also etwa Freundlichkeit, eine tiefe Stimme, einen Bart und »Ho, ho, ho« von entsprechenden »Weihnachtsmännern« erwarten oder entsprechend enttäuscht sein, dass es mit »keinem richtigen« Weihnachtsmann zu tun hat. »Having a concept of a substance does not involve knowing an essence. Rather, it involves understanding something of *what recognition of the substance might be good for*, in the context either of developing practical skills or theoretical knowledge« (ebd., 10 [Meine Herv.]). Klar machen kann man sich dies wiederum an einem VR-Beispiel: Auch ein Subjekt, das sein Leben unwissentlich in einer VR-Simulation verbringt, wird sich mittels der Aneignung entsprechender Substanzbegriffe auf die »Substanzen« (d.i. Regularitäten) seiner virtuellen Umgebung einstellen (auch wenn diesen keine existenzontologischen »Essenzen« entsprechen). Eine schöne Veranschaulichung für ein solches Auseinandertreten von Wissen bezüglich des erfolgreichen Umgangs und Erklärungswissen liefert Max Weber:

Wer von uns auf der Straßenbahn fährt, hat – wenn er nicht Fachphysiker ist – keine Ahnung, wie sie das macht, sich in Bewegung zu setzen. Er braucht auch nichts davon zu wissen. Es genügt ihm, daß er auf das Verhalten des Straßenbahnwagens »rechnen« kann, er orientiert sein Verhalten daran[.] (1988, 593; vgl. hierzu auch ausführlicher Poljanšek 2011)

Auch Straßenbahnen erweisen sich somit als Substanz – eine *historische Art* im Sinne Millikans –, die es Menschen erlaubt, einen entsprechenden Substanzbegriff zu bilden, der einerseits in der Fähigkeit besteht, Objekte als Straßenbahnen wahrzunehmen bzw. wiederzuerkennen, andererseits in der Fähigkeit, die für Straßenbahnen konstitutiven Vorwegnahmen und Handlungsimpulse zu besitzen. Substanzen ermöglichen es Subjekten also, sie durch die Bildung von Substanzbegriffen (als Fähigkeiten zu ihrer (Re-)Identifikation) epistemisch zum Zwecke ihrer Orientierung auszubeten, sofern sie ontologisch (lies hier: existenzontologisch) in einer Weise verfasst sind, die dies gewährleistet.

Millikan (2005, 115) spricht bezüglich solcher existenzontologischen Grundlagen auch von einem »kausalen Klebstoff«, einer »ontologischen Grundlage der Induktion« (2004a, 23 [m.Ü.]) oder gar von »einer Art von Notwendigkeit« (ebd., 33), welche es erlaube, typische Eigenschaften von Substanzen vorwegzunehmen. In Bezug auf *Individuen* bestehe diese ontologische Grundlage etwa in dem Umstand, dass die verschiedenen zeitlichen Zustände eines Individuums kausal miteinander verknüpft sind (ebd., 24), in dem Umstand also, dass Individuen existenzontologisch gesprochen »Raumzeitwürmer« darstellen, sofern sie sich auf einer kontinuierlichen Raumzeittrajektorie bewegen (ebd., 70). In Bezug auf *ewige Arten* bestehe die ontologische Grundlage der Induktion darin, dass ewige Arten (wie H₂O) essenzielle Eigenschaften besäßen (ebd., 18).

Wie steht es aber um die *historischen Arten*? Auch in Bezug auf diese ließen sich, so Millikan, letztlich kausale Zusammenhänge beschreiben, die als *ontologische Grundlage der Induktion* fungieren. Sie verdeutlicht diesen Gedanken am Beispiel biologischer Spezies:

To be members of the same species, individual animals must belong to historical lineages that have a common origin. They do not have to be similar to one another in any specified way. For example, there are no genes that every dog has in common with every other dog. Every dog gene has alleles. Similarly, there are no properties that every dog has in common with every other dog. Nor is it mere overlap in properties or resemblance to some paradigm that makes a group of dogs be conspecifics. (2005, 106)

Trotz dieser Verschiedenheit gäbe es aber einen »guten Grund«, davon auszugehen, dass sich aus Begegnungen mit einzelnen Manifestationen einer solchen Art induktiv Wissen über all ihre Mitglieder ableiten lasse. Dieser Grund läge in der Weise, wie durch die Art ihrer Reproduktion eine »kausale Verbindung« zwischen den verschiedenen Mitgliedern dieser Spezies besteht (ebd., 107). Dabei hebt Millikan (ebd., 107) bezüglich des Beispiels biologischer Spe-

zies besonders die Tatsache hervor, dass der ontologische Grund der Induktion nicht in bloßen »Familienähnlichkeiten« im Sinne Wittgensteins oder Ähnlichkeiten zu einem Paradigma zu finden sei, sondern in der kausalen Verbindung, der »Blutsverwandtschaft« der einzelnen Mitglieder.¹⁵

Wie haben wir uns aber eine solche Naturnotwendigkeit, welche die Mitglieder einer jeweiligen Art ontologisch »zu einer Einheit zementiert« (ebd.) bei den von Millikan weiterhin genannten Beispielen historischer Arten wie Stühlen, Frühstücken oder Aufführungen von Beethovens *Eroica* (ebd., 3) vorzustellen? Tatsächlich besteht eine Asymmetrie zwischen dem Fall der biologischen Spezies und den von ihr weiterhin genannten Beispielen praktischer oder ästhetischer Artefakte, Ereignistypen, Praxisformen oder sozialen Situationen. Diese Asymmetrie besteht wesentlich darin, dass zwischen den einzelnen Exemplaren oder Manifestationen der zuletzt genannten Substanzen für gewöhnlich gerade *keine* unmittelbaren kausalen Verbindungen bestehen. Ein Frühstück bringt so wenig – im Sinne einer kausalen Verbindung – das andere hervor wie eine Aufführung der *Eroica* die nächste.¹⁶ Wie Millikan (2005, 109) selbst einräumt, beruhen die verschiedenen Manifestationen hier vielmehr, wie im Vorbeigehen schon erwähnt, auf sozialen Kopiervorgängen, bei denen die Subjekte als *lebendige Kopierer* fungierten. Diese Kopiervorgänge sind allerdings nur in einer sehr oberflächlichen Betrachtung mit der Art und Weise zu vergleichen, wie biologische Spezies sich etwa durch Fortpflanzung reproduzieren. So müssen die verschiedenen Manifestationen solcher Substanzen durch intentionale Akteure erst geschaffen (d.i. (re-)produziert) werden, um anschließend von anderen Akteuren in ihrer direkten Wahrnehmung als Instanzen dieser Substanzen (re-)identifiziert werden zu können. Dabei laufen solche menschenvermittelten Kopierprozesse – wie zu betonen vor allem Jacques Derrida nicht müde wird – nur in den seltensten Fällen als einfache

15 Millikan (2005, 109) selbst nennt bezüglich historischer Arten exemplarisch folgende Möglichkeiten, wie die ontologische Grundlage der Induktion ausbuchstabiert werden könne: Erstens kann der Entstehung des Objekts eine Art *Kopiervorgang* zugrunde liegen, sodass alle Objekte »nach demselben Modell« produziert wurden. Zweitens können die Mitglieder der jeweiligen Art »durch, in oder als Antwort auf dieselbe historische Umgebung« produziert sein. Und drittens könne es der Fall sein, dass die Art eine biologische Funktion in dem Sinne erfüllt, dass sie einen »Wirkung« darstellt, »welche die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass ihr Anlass reproduziert wird«.

16 Obwohl sich durchaus dafür argumentieren lässt, dass beispielsweise Dokumente (wie im Falle der Aufführung der *Eroica*) für die Regelung kollektiven Handelns eine kausal-strukturierende Rolle spielen können (Smith 2013).

Wiederholungen oder Reproduktionen ab, die in Bezug auf das Wiederholte alles beim Alten belassen; vielmehr ist beim sozialen Kopieren gemeinsamer Formen häufig »Wiederholung mit der Andersheit« verknüpft – vieles bleibt gleich, manches verändert sich (Derrida 2001, 24; vgl. zu diesem Aspekt auch Sperber 2006, 440f.). Historische Arten, die auf sozialen Kopiervorgängen beruhen, verändern sich – ebenso wie biologische Spezies dies tun – historisch, jedoch ist die ontologische Grundlage dieser Veränderung nicht derjenigen biologischer Spezies zu vergleichen.

Statt sie mit biologischen Spezies in einen Topf zu werfen, ist in Bezug auf sie im Folgenden auch von *kulturellen Memen* als einer Untergattung von GOOs die Rede, wobei sich kulturelle Meme dadurch gegenüber anderen GOOs auszeichnen, dass die für sie konstitutiven Regularitäten und somit ihre Bedeutsamkeit vom Verhalten und den Gewohnheiten menschlicher Subjekte abhängen.¹⁷ Der Begriff *Mem* stammt ursprünglich von Richard Dawkins (1976, 192 [m.Ü.]), der damit – in klanglicher Analogie zum *Gen* – »Einheiten der kulturellen Transmission oder Einheiten der Imitation« bezeichnet. Als Beispiele für Meme nennt Dawkins »Melodien, Ideen, Schlagworte, Kleidung, Mode, Arten und Weise, Töpfe zu machen oder Bögen zu bauen« (ebd.). Es handelt sich bei Memen also um »Elemente, die sich durch Imitation statt durch genetische Vererbung reproduzieren« (Millikan 2004b, 16). Allerdings geht Dawkins – wie etwa auch Dennett – davon aus, dass Meme in den Gehirnen menschlicher Subjekte zu lokalisieren sind (Dawkins 1976, 192; Dennett 2017, 207).¹⁸ Der hier verwendete Begriff kultureller Meme ist demgegenüber etwas eingeschränkter, sofern er sich einerseits nicht auf kopierbare Objekte *in den Gehirnen von*

17 Wer will kann hier auch von »Kulturemen« sprechen (vgl. Oksaar 1988). Schütz (1972, 10ff.) spricht in diesem Zusammenhang von »sozialen Dingen«, »die man nur als Produkte menschlicher Tätigkeit verstehen kann, nämlich meiner eigenen und der der anderen«; wobei Schütz' Ansatz insofern der Präzisierung bedarf, als er sich noch zu stark an der Unterscheidung von Naturdingen und geschaffenen Artefakten orientiert, die sich für das Verständnis der direkten Wahrnehmung von GOOs und ihrer Bedeutsamkeit jedoch als »epistemologisches Hindernis« (Bachelard) erweist.

18 Dennett (2017, 206 [m.Ü.]) definiert Meme seinerseits als »Arten und Weisen, sich zu verhalten, die kopiert, übertragen, erinnert, gelehrt, vermieden, denunziert, gebrandmarkt, verhöhnt, parodiert, zensiert, geheiligt werden können«. Demgegenüber werden Meme hier als wiedererkennbare (auch zeitlich erstreckte) Muster und Formen (als GOOs) bestimmt, die durchaus verschieden gebraucht werden können oder deren etablierter Gebrauch sich mit der Zeit auch verändern kann. Dieser Unterschied ist allerdings mehr ein Unterschied der Emphase als ein Unterschied ums Ganze.

Subjekten bezieht, sondern auf durch die menschliche Wahrnehmung wiedererkennbare Formen und Muster, die als (impressional präsentierte Teile) gegebenheitsontologische(r) Objekte fungieren können; wobei eine Betonung auf den Umstand zu legen ist, dass die in der Wahrnehmung wiedererkennbaren Formen einen gewissen Spielraum an Variationen zulassen und dennoch alltagsontologisch als dieselben Formen identifiziert werden können, wie etwa sehr unterschiedlich betonte Äußerungen des Wortes »Ehrgeiz« als dieselbe Form in unterschiedlichen Gegebenheitsweisen identifiziert werden (vgl. hierzu auch Dennett 2017, 206, 226). Die wiedererkennbare Form eines Rocks etwa ist in diesem Sinn ein kulturelles Mem, das je nach sozialem Gebrauch dieser Form als spezifisch bedeutsames GOO (mit entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonten) wahrgenommen werden kann (beispielsweise als Kleidungsstück, das mit ›Weiblichkeit‹ assoziiert ist, bzw. zum Konnotationssignifikat ›Weiblichkeit‹ gehört, vgl. unten 4.4), ebenso kann ein hörbares, wiedererkennbares Geräusch als kulturelles Mem fungieren, welches durch seinen gewöhnlichen Gebrauch verschiedene Bedeutungen annehmen kann. Weiterhin sind aber auch Marken oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in unserer werbe- und konsumgeprägten Wirklichkeit signifikante Meme, wobei die hinter Marken oder öffentlichen Persönlichkeiten stehenden Unternehmen oder Institutionen Kapital und Energie darauf verwenden, ihren Marken durch Werbung und öffentliche Darstellung spezifische Bedeutsamkeit, spezifische appräsentierte Mitgegenwärtigungsprofile (wie Sportlichkeit, Freiheit, Eleganz, Wildheit, Zuverlässigkeit usw.) zu verschaffen (vgl. zu diesem Aspekt insbesondere die Bemerkungen zu semiotischen Theorien der Bedeutsamkeit in Kapitel 4.4).¹⁹ Exemplarische Beispiele für Meme sind weiterhin hörbare Melodien, wiedererkennbare Muster und Formen, die etwa auch typische Weisen, eine Handlung zu realisieren, einschließen. Damit klammere ich für die hiesigen Belange die Frage aus, ob und inwiefern abstrakte Ideen und Gedanken ebenfalls kulturelle Meme darstellen (was sonst häufig vorausgesetzt wird).²⁰

Kulturelle Meme unterliegen – je nach der einer Gesellschaft zugrunde liegenden Kommunikations- und Interaktionsstruktur –, sofern sie auf sozialen

19 Vgl. zu diesem Aspekt im Hinblick auf die gegenwärtige Inszenierung von Konsumprodukten exemplarisch Ullrich 2013, 26f.

20 Das geschriebene oder gesprochene Wort »Gott« ist in diesem Sinn ein kulturelles Mem. Die Frage, ob und inwiefern auch die *Idee eines Gottes* oder die *Quantentheorie* ein kulturelles Mem ist, bleibt im Folgenden jedoch ausgeklammert.

Kopiervorgängen beruhen, sowohl einem historischen Wandel als auch einer Tendenz zur synchronen Diversifizierung, sofern es bei vielen von ihnen keine gesellschaftliche Zentralstelle gibt, die über die ordnungsgemäße Durchführung der Kopiervorgänge und somit über die gesellschaftliche Homogenität ihrer wahrgenommenen und erhandelten Bedeutsamkeit wachen würde. Und selbst in Fällen, in denen es solche wachenden Zentralstellen gibt – wie im Falle der geschriebenen Sprache den Duden etwa –, tritt der Einfluss dieser Zentralstelle nur als weitere Einflussgröße im Spiel sozialer Kopiervorgänge in Erscheinung (vgl. zu diesem Punkt auch die von Els Oksaar (1988) entwickelte »Kulturemtheorie« sowie unten Kapitel 5.3). Dennoch variieren oder diversifizieren sich kulturelle Meme in vielen Fällen nicht willkürlich, sofern viele (wenn auch nicht alle) von ihnen an die Realisierung bestimmter, häufig koordinativer Zwecke gebunden sind (vgl. hierzu auch Lewis 1969, Millikan 2004b, 22f.; Jaeggi 2014, 200).

Die anderen Arten von Substanzen mögen also durchaus, wie Millikan (2004a, 50) dies beschreibt, »objektiv in der Natur definiert« sein, sodass sich menschliche Subjekte und andere Organismen induktiv sukzessiv bessere Substanzbegriffe bilden können, durch welche sie diese identifizieren und invariante Eigenschaften projizieren können. Für kulturelle Meme gilt allerdings, dass die Menge der durch die verschiedenen Subjekte verinnerlichten Substanzbegriffe den Substanzen selbst gegenüber das Primat besitzt. Es gibt kein objektives, eindeutiges *Wesen* dessen, was ein Frühstück zu einem »richtigen« Frühstück macht, auch wenn Menschen alltagsontologisch-verdinglichend durchaus zu der Vorstellung neigen, dass es – wenn auch lokal begrenzt – objektiv korrekte Weisen gibt, zu sprechen oder zu frühstücken (»Pizza frühstückt man aber nicht.«). Es gibt also nicht eine einzige, objektiv in der Natur festgeschriebene Art von Frühstück, in Bezug auf welche man im Laufe seines Lebens induktiv einen immer adäquateren Substanzbegriff gewinnen kann, vielmehr ist, was in einem bestimmten Kontext zu einer bestimmten Zeit *ein Frühstück ist, als ein Frühstück gilt*, von den Frühstücksweisen der frühstückenden Subjekte selbst abhängig. Ein ordentliches Frühstück ist, was immer bei Frühstückenden als ordentliches Frühstück durchgeht (vgl. hierzu ausführlicher Poljanšek 2022b). Dasselbe gilt für Begrüßungen, die Bedeutung von Wörtern, Dates und Flirts, Straßenschlägereien und Internetmemes. Was diese je situativ bedeuten und was in Bezug auf sie und die ihnen zugrunde liegenden Dynamiken im Laufe eines Lebens induktiv in Erfahrung gebracht werden kann, kann sich mit dem Wandel der Gesellschaft selbst verändern und ist auch zu einzelnen Zeitpunkten nicht innergesellschaftlich konsistent, so-

dass beispielsweise ein Internetmeme wie *Pepe the Frog* auf einmal für viele ein Symbol der Alt-Right-Bewegung darstellen kann, obwohl er ursprünglich doch eigentlich etwas ganz anderes bedeuten sollte (vgl. Segal 2016; Furie 2016). In ihren sogenannten *kulturellen Aspekten* ist die menschliche Wirklichkeit, wie wir noch deutlicher sehen werden, ontologisch betrachtet ein bewegliches Ziel. Die Existenz und Extension kultureller Meme ist von der Art und Weise abhängig, wie Menschen sie im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit ihrer jeweiligen Umgebung sowohl passiv wahrnehmen als auch aktiv bilden und realisieren. Daher erweisen sich die Bedeutsamkeiten des kulturellen Teils der menschlichen Wirklichkeit einerseits als geschichtlich wandlungsfähig, andererseits auch geographisch oder in Bezug auf verschiedene soziale Kontexte als synchron divers.

Um Missverständnisse zu vermeiden ist allerdings festzuhalten, dass für gewöhnlich kein einzelnes Individuum die Bedeutsamkeit eines kulturellen Mems willkürlich verändern kann. Wenn ich privat beschließe, dass der ausgestreckte Mittelfinger für mich ab jetzt ein Zeichen der Verbrüderung ist, das »Friede zwischen den Welten«²¹ bedeutet, und wenn ich auch mir entgegengestreckte ausgestreckte Mittelfinger direkt als Zeichen der Verbrüderung wahrnehme, werde ich damit ebenso absehbar in Erklärungsnot oder Konfliktlagen geraten, wie eine Person, die privat beschließt, dass sie das gegenwärtig in »unserem Kulturkreis« gewöhnlich als selbstverständlich vorausgesetzte, synchrone Monogamiegebot in Bezug auf partnerschaftliche Nahbeziehungen nicht als konstitutiv ansieht und dies einer potenziellen Partner:in in einer sich anbahnenden Partnerschaft nicht entsprechend kommuniziert. Kulturelle Meme besitzen eine *kollektive, historisch variable Geltung* – später wird diesbezüglich von »gemeinschaftlicher Geltung« die Rede sein –, *die einerseits probabilistisch gradiert* (d.h. in unterschiedlichen sozialen Kontexten eine verschiedene Wahrscheinlichkeiten ihres Auftretens besitzen kann) *und andererseits mit beschränkter Reichweite* versehen ist.

21 Das Beispiel des ausgestreckten Mittelfingers, der »Peace among worlds« bedeutet, stammt aus Justin Roilands und Dan Harmons Animationsserie *Rick & Morty*. Rick, der nihilistische Wissenschaftlergroßvater von Morty, muss hier in einer Episode in ein von ihm geschaffenes *Mikroversum* reisen. Als gegebenheitsontologischen Scherz hat er sich erlaubt, den in diesem Mikroversum lebenden Menschen beizubringen, dass der ausgestreckte Mittelfinger »Friede unter den Welten« bedeutet und macht sich einen Spaß daraus, die Bevölkerung mit entsprechender Geste zu begrüßen.

Was mit dieser Bestimmung kultureller Meme bestritten wird ist also, dass es eine Frage einfacher Naturnotwendigkeit oder »objektiv in der Natur« vorliegender Sachverhalte ist (Millikan 2004a, 50), was die Bedeutsamkeit kulturelle Meme jeweils ist. Was kulturelle Meme »ihrer Natur nach« sind, ist vielmehr eine Frage der Art und Weise, wie individuelle Akteure in immer neuen Wiederholungen Manifestationen dieser Meme schaffen, auffassen und reproduzieren (Giddens 1984). Die Menge der Interaktionen entscheidet darüber, wie diese Meme jetzt und in Zukunft (und jeweils innerhalb bestimmter Bereiche) verfasst sind, was es mit ihnen auf sich hat, wie und wozu man sie gebrauchen kann usw. Sprachen, soziale Praktiken und modisch-ästhetische Gepflogenheiten verändern sich im Laufe der Zeit und sind auch synchron divers, wie ein einfacher Blick in Geschichte und Gegenwart beweist. Sie verändern sich auf der Grundlage ihrer durch Akteure geschaffenen Manifestationen, nicht auf der Grundlage kausaler Verbindungen zwischen den einzelnen Manifestationen. Die ontologische Erklärungsrichtung verläuft hier also umgekehrt wie bei den anderen Unterarten von Substanzen im Sinne Millikans.

Somit fällt Millikan (2004a, 50) mit ihrer These, dass Substanzen grundsätzlich »objektiv in der Natur definiert sind«, der von Musil (1981, 1026) angemahnten »menschlichen Taktlosigkeit« zum Opfer, »das unverdiente Entgegenkommen der Natur« in einigen Fällen des Gelingens »in allen Fällen zu verlangen«.²² Damit ist selbstredend nicht bestritten, dass angebbare Gründe existieren, die erklären, weshalb es zu den Ähnlichkeiten der Manifestationen eines kulturellen Mems kommt – oben wurde bereits eine solche Erklärung angeboten. Die Ähnlichkeiten beruhen hier allerdings – im Gegensatz zu den anderen Arten von Substanzen – gerade auf *Familienähnlichkeiten oder Ähnlichkeiten zu einem oder mehreren Paradigmata*.²³ Während man Millikan also

22 Einschränkung bleibt hierzu festzuhalten, dass Millikan an anderer Stelle durchaus einigen Feinsinn für die Existenz, Varianz und Reproduktionsbedingungen kultureller Meme an den Tag legt, allerdings kombiniert sie diese Überlegungen meines Wissens nach nicht mit ihrer Theorie der Substanzbegriffe (vgl. 2004b, 15–27).

23 Dabei unterscheidet Millikan auch zwischen Substanzbegriffen, die durch die existenzontologisch individuierbare Substanz definiert sind und Substanzkonzeptionen, die als die individuellen Arten und Weisen definiert sind, die ein Individuum sich angeeignet hat, um eine Substanz zu erkennen und ihr erwartbare Eigenschaften vorzuzeichnen. So hätten etwa ein Chemiker und ein Kind beiden denselben Substanzbegriff von Zucker, sofern sie hinreichend zuverlässig Zucker zu reidentifizieren in der Lage sind, aber verschiedene Substanzkonzeptionen, mithilfe derer sie diesen Begriff realisieren (2004a, 11). Um diese Unterscheidung aufzugreifen könnte man im Hinblick auf kulturelle Meme sagen, dass diese nicht die Bildung von Substanzbegriffen, sondern nur die Bildung von

in existenzontologischer Einstellung sowohl bezüglich der These zustimmen kann, dass Individuen, ewige Arten und biologische Spezies Substanzen in ihrem Sinne bilden, sofern es jeweils angebbare »natürliche Grundlagen« gibt, die erklären, wieso man induktiv Wissen über sie sammeln kann, ist dies bezüglich der Beispiele kultureller Meme nicht (oder zumindest nicht in derselben Weise) der Fall.

Millikans Substanzbegriffe

Von den Substanzen selbst kommen wir nun zu Millikans Konzeption der Substanzbegriffe. Substanzbegriffe erfüllen vor allem zwei Funktionen – eine *Identifikations-* und eine *Vorzeichnungsfunktion*.

The conception one has of a substance is not merely the *ways one knows to identify it*, but also the dispositions one has to *project certain kinds of invariances rather than others from one's experiences with it*. One pole of a substance concept consists of more or less reliable means by which to recognize the substance, the other pole is a rough grasp of an applicable substance template or templates[.] (Millikan 2004a, 73 [Meine Herv.])

Der Besitz eines Substanzbegriffs besteht also einerseits in der Fähigkeit, die »bezeichnete Substanz aufzuspüren« [»tracking its appointed substance«], andererseits in einer »Auffassung davon, wie einige der für die Substanz charakteristischen Invarianten auf neue Begegnungen [mit der Substanz] übertragen werden können« [»grasp of how to project some of the invariants defining this substance to new encounters«], wobei solche Invarianten sich auch als höherstufige Regularitäten beschreiben lassen (ebd., 74). »[K]nowing what to expect of a connected physical object and knowing to expect something different of a pile of sand [...] shows that the child is capable of distinguishing between the domains of application of corresponding substance templates« (ebd.). Was Millikan *Substanzschablonen* [»substance templates«] nennt, bezeichnet dabei die in Bezug auf eine identifizierte Substanz projizierten Vorwagnahme-, Handlungs- oder Erwartungshorizonte, die sich durch die Erfahrung mit der entsprechenden Substanz stabilisieren und sedimentiert haben.

Auch Millikan zufolge ist dabei die durch Substanzbegriffe geleistete, perzeptive Reidentifikation nicht im Sinne eines prädikativen oder klassifizie-

Substanzkonzeptionen zulassen, allerdings wendet Millikan diese Unterscheidung ihrerseits nicht durchgehend an.

renden Urteils aufzufassen. Ebenso wenig sei Reidentifikation »analog zur Äußerung eines mentalen Identitätssatzes aufzufassen, der zwei Beschreibungen oder Bezeichnungen enthält, die sich auf dasselbe beziehen« (2004a, xii [m.Ü.]). Oben war analog bezüglich der Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung davon die Rede, dass diese nicht so zu verstehen sei, dass ein in der Wahrnehmung präsentiertes Objekt *x* mithilfe eines Prädikatbegriffs *F* klassifiziert werde (»*x* ist *F*«), oder auch so, dass ein wahrnehmungsunabhängiger Gegenstand in der Wahrnehmung in einer bestimmten Gegebenheitsweise oder unter einer bestimmten Beschreibung gegeben sei. Vielmehr besteht die direkte Wahrnehmung eines *F* der hier vertretenen Position zufolge darin, dass ein impressional präsentierter Objektteil unmittelbar mit einem *F*-spezifischen Vorwegrnähme- oder Apperzeptionshorizont appräsentiert wird. Dieser Gedanke lässt sich nun mithilfe von Millikans Überlegungen zur Funktion der Substanzbegriffe noch etwas präziser artikulieren.

Zunächst verdeutlicht Millikan (2004a, 73) den Unterschied zwischen *Klassifikationen* – »Das da ist rothaarig« – und *Reidentifikationen* – »here's Mama again,« »here's milk again,« und »here's mouse again« – durch die Unterscheidung von *Prädikatbegriffen* und *Substanzbegriffen*. Klassifikation bezeichnet dabei das Fällen eines propositionalen Urteils der Form »*x* ist *F*«, während (Re-)Identifikation die direkte Wahrnehmung eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art bezeichnet. Millikans Grundgedanke: Um ein Objekt klassifizieren zu können, muss das Subjekt bereits ein *Verständnis* dessen besitzen, was klassifiziert werden soll. Die Klassifikation eines konkreten Objekts setzt also die *Individuation oder Identifikation* des Objekts voraus, welches klassifiziert werden soll. In der hier gebrauchten Terminologie: (Alltagsontologische) Klassifikation ist ein bewusster Vorgang, der den Gebrauch expliziter Begriffe-für voraussetzt und von den in direkter Wahrnehmung gegebenen GOOs ausgeht. Diese GOOs sind in direkter Wahrnehmung jedoch zuvor schon mittels Begriffen-von als Objekte bestimmter Art gegeben. Weshalb die (Re-)Identifikation selbst nicht als eine Anwendung eines Begriffs(-für) auf ein als zunächst neutral erfasstes Objekt zu verstehen ist.

You can't classify without some grasp of *what* you are classifying. You have to be able independently to think of the object you want to classify before you can classify it. Identifying an object, on the other hand, does not always require something conceptually prior. [...] But whatever it is that one *classifies*, it is clear that the capacity to think of members within the domain to be classified is more fundamental than the ability to classify. Identifying is a skill prior to classifying. (Millikan 2004a, 41; vgl. hierzu auch Heidegger SZ, 154f.)

Reidentifikation bezeichnet bei Millikan somit einen auf Substanzbegriffen beruhenden Prozess, innerhalb dessen sich ein Objekt in direkter Wahrnehmung unmittelbar als »wieder ein solches« oder »wieder dieses« zeigt, wobei in der Substanzschablone gespeicherte Informationen bezüglich dieses Objekts abgerufen und möglicherweise durch neue Informationen angereichert oder verändert werden können. Insofern ist – wir erinnern uns an Herbarts Beschreibung des subpersonalen Prozesses, den er Apperzeption nennt – eben »jeder Akt der Identifikation implizit ein Akt der Reidentifikation, der darin besteht, zwei oder mehr Repräsentationen oder Stücke von Information zusammen zu verwenden« (Millikan 2004a, 143 [m.Ü.]). Es zeige sich also dem Kind in direkter Wahrnehmung nicht *ein Objekt*, welches es dann *als Mama klassifiziert*, sondern *wieder die Mama*, dasselbe Objekt, in Bezug auf das es bereits (durch die entsprechende *Substanzschablone*) spezifische Umgangsweisen und unmittelbare Erwartungen besitzt. Insofern besteht ein zentrales Merkmal der durch Substanzbegriffe vermittelten, direkten Wahrnehmung eines Objekts darin, dass sie auf eine *Wiederholung*, ein *Wieder* verweist. Man erinnere sich diesbezüglich auch an Wittgensteins oben zitierte Bemerkung bezüglich der Wahrnehmung vertrauter Formen:

Diese Form, die ich sehe, ist nicht einfach *eine* Form, sondern sie ist eine von den mir bekannten Formen. – Aber nicht als vergliche ich den Gegenstand mit einem neben ihm stehenden Bilde, sondern als *deckte* er sich mit dem Bild. Ich sehe nur eines und nicht zwei. (PG, 26)

Eine solche direkte Wahrnehmung von etwas als eines der vertrauten Objekte wird also durch Substanzbegriffe realisiert. Was das Kind – wie auch die erwachsene Person – verstehe oder sehe, wenn sie Mama, Milch und Maus identifiziert, sei eben »here's Mama again«, »here's milk again«, und »here's mouse again« (2004a, 73). Selbst wenn es sich dabei also um numerisch verschiedene Exemplare einer Substanz handelt, identifiziert das Subjekt diese also als dasselbe (»Ah, wieder Milch/Maus/Stuhl«; vgl. hierzu ebd., 71). Die frühesten und basalsten Substanzbegriffe seien daher – auch für Erwachsene, wie Millikan (2004a, 72) explizit hervorhebt – keine klassifizierenden *Prädikatbegriffe*, sondern (re-)identifizierende *Subjektbegriffe* (ebd., 16).²⁴ »The child identifies Mama; she does not classify Mama. The psychological structure of classifica-

²⁴ Heidegger (GA 21, 144) spricht hier auch von einem »vorprädikativen Charakter der Als-Struktur«, sofern diese »nicht notwendig bezogen auf Prädikation« sei. »Im Zutun haben mit etwas vollziehe ich dabei keine thematisch prädikativen Aussagen«.

tion is the structure of subject-predicate judgment. To classify an item requires differentiating the item to be classified in thought and applying a predicate to it« (ebd., 71). Noch klarer wird dieser Gedanke, wenn wir Beispiele anderer Substanzen heranziehen: Um ein Geräusch als das Türklingeln zu (re)identifizieren, wendet das damit hinreichend vertraute Subjekt nicht einen sortalen Prädikatbegriff auf ein gehörtes Geräusch an, um es innerlich als Türklingeln zu klassifizieren, es urteilt nicht »Diese Geräusch ist ein Türklingeln«, vielmehr identifiziert oder hört es unmittelbar *ein Türklingeln* (»Ah, wieder ein/das Türklingeln«), wodurch zugleich der mit diesem verknüpfte Erwartungshorizont, die mit ihm verknüpfte Substanzschablone, aufgerufen ist. Dabei wird das Türklingeln als etwas aufgefasst, das sich als es selbst wiederholen kann, obwohl man in existenz- oder alltagsontologischer Einstellung durchaus sagen könnte, dass es sich um immer neue, numerisch verschiedene Instanzen des Türklingelns handelt (vgl. zu diesem Gedanken auch Poljanšek 2015b, 511).²⁵ So individuieren wir für gewöhnlich nicht Instanzen des Türklingelns als Individuen, sondern als Wiederholungen eines Typus, ebenso, wie wir beispielsweise Geldscheine eher generisch als Geldscheine auffassen, statt sie als Individuen zu »tracken« – das Typische der Objekte ist für unsere Orientierung in unserer Umgebung in vielen Fällen sehr viel wichtiger als ihre Individualität (»Da ist wieder das Türklingeln«). Einen solchen Prozess unmittelbarer Identifikation mitsamt der mit diesem verknüpften und veränderlichen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte veranschaulicht man sich leicht an einem Vorgang, den man aus dem alltäglichen Umgang mit Mobiltelefonen kennt: Verändert man den Anrufsklingelton des eigenen Geräts, so dauert es mitunter eine gewisse Zeit, bis man das neue Geräusch unmittelbar als eingehenden Anruf (re-)identifiziert – man braucht Zeit, um sich »umzugewöhnen«. Vertauscht man andererseits den gewohnten morgendlichen Weckerklingelton durch den vertrauten Anrufsklingelton, so wird man am nächsten Morgen von einem vermeintlichen Anruf geweckt.

Wir können also die oben bezüglich der Etwas-als-etwas-Struktur und der Aspekthaftigkeit der Wahrnehmung angestellten Überlegungen auf die Funktionsweise von Begriffen-von (bzw. Substanzbegriffen) übertragen: Begriffe-von sorgen subpersonal für die Konstitution gegebener Objekte als Objekte bestimmter Art. Findet also der Begriff-von von *Mama* in der Wahrneh-

25 »[The point is that] we do not see things, we see significances. For instance, we may pretend these are all t's: t, T, +, [etc.], yet they are all different« (Sapir 2002, 105).

mung Anwendung, so nimmt das Kind unmittelbar intentional_i Mama wahr (auch, wenn es sich hierin täuscht). Identifiziert ein Kind eine falsche Person als Mama, so schreibt es also nicht einem Objekt ein falsches Prädikat zu, es individuiert oder reidentifiziert vielmehr ein falsches Objekt (»Nicht die Mama«).²⁶ Auch und gerade Substanzbegriffe, die sich nicht auf Individuen, sondern auf ewige oder historische Arten beziehen, erweisen sich dabei als Subjektbegriffe in diesem Sinn.

In a similar way, to learn things about milk, the child need not think of or keep track of instances or portions of milk. And the very point of having the concept *mouse* would seem to be that under it, one does not *distinguish* Amos from Amos's brother, *but thinks of them as the same*. (Millikan 2004a, 71 [Letzte Herv. von mir])

Ich unterscheide in diesem Zusammenhang auch zwischen *typischer* und *individueller Reidentifikation* (vgl. Poljanšek 2015b, 511). Die Unterscheidung sollte aus den bisherigen Überlegungen leicht einleuchten: Überwiegt in Bezug auf die ökologische Signifikanz eines wahrgenommenen Objekts die Information, dass es sich dabei um ein Objekt einer bestimmten Art handelt, gegenüber der Information, dass es sich dabei um ein Einzelding handelt, so konstituieren oder reidentifizieren wir es gegebenheitsontologisch – mithilfe des entsprechenden Begriffs-von – als *typisches Objekt*. Überwiegt hingegen die Signifikanz der Information, dass es sich um ein Einzelding handelt, so reidentifizieren wir es gegebenheitsontologisch – ebenfalls anhand des entsprechenden Begriffes-von – als *individuelles Objekt*. Geldscheine, Brot- und (vegane) Salamischeiben oder anonyme Passanten werden meist typisch individuiert, während signifikante Andere und »geliebte Objekte« (T. Habermas 1999) für gewöhnlich individuell reidentifiziert werden. Eine intersubjektive Differenz im Reidentifizierungstypus kann daher mitunter zu traurigen Szenen führen, etwa, wenn ein Kind ein bestimmtes Objekt, einen Apfel zum Beispiel,

26 Um hier eine anekdotische Evidenz anzuführen: In der geographischen Heimat meines Vaters existiert eine Süßspeise, die äußerlich einer Salami nachempfunden ist und auch beim Aufschneiden ihrer Struktur und Farbe nach durchaus als Salami durchgeht. Der Vater machte sich nun gelegentlich einen Spaß daraus, mit dieser Süßspeise unvertrauten Menschen einzelne Scheiben als Salami zum Probieren anzubieten. Die teils mit Ekel verbundene Überraschungsreaktion der Probierenden auf die unerwartete Süße beruhte hier ebenfalls nicht auf einer falschen *Klassifikation*, sondern auf einer *Fehlidentifikation* oder -*wahrnehmung* des Objekts, die mit gegebenheitsontologisch mit »Salami« verbundenen Vorwegnahmen werden enttäuscht, was in diesem Fall gar zu einer Art Ekelerleben führen kann.

individuell identifiziert (»Den hab' ich von Sara geschenkt bekommen«), die Schwester diesen hingegen typisch individuiert (»Wo ist denn der Apfel, der auf dem Tisch lag?«, »Den hab' ich gegessen. Aber sind ja noch viele Äpfel im Korb.«, »Aber das war doch der von Sara :(.«). Dass dabei typische und individuelle Reidentifizierung strukturell analog sind, sofern sie jeweils auf der Anwendung eines Substanzbegriffs mit entsprechender Substanzschablone beruhen, ist einer der zentralen Gründe, die Millikan überhaupt zur Einführung des Substanzbegriffs veranlassen (2004a, 16).

Husserls Typen vs. Millikans Substanzbegriffe

Wie verhalten sich nun Substanzbegriffe im Sinne Millikans zu Typen im Sinne Husserls? Bezüglich ihrer beiden wesentlichen Funktionen ((Re-)Identifikationsfunktion & Vorzeichnungsfunktion) erweisen sich Millikans Konzeption der Substanzbegriffe und Husserls Konzeption des Typus als äquivalent. Allerdings betont Millikan sehr viel stärker als Husserl die *aktive, bewusste und kognitive Dimension* der Anwendung und progressiven Verfeinerung von Substanzbegriffen, während in Husserls Konzeption die *passive und objektkonstitutive Funktion* der Typen bei gleichzeitiger Veränderlichkeit durch neue Erfahrung stärker im Vordergrund steht. Gleichzeitig hebt auch Millikan, wie Husserl, den Umstand hervor, dass Substanzbegriffe vorsprachlichen Charakter besitzen, sofern sie dem Erlernen sprachlicher Begriffe zumindest teilweise zeitlich vorausgehen und auch einige nichtmenschliche Spezies offenbar über Substanzbegriffe verfügen (Millikan 2004a, 76, 84). So reidentifizieren Kinder bereits vor dem Spracherwerb typisierend Objekte – Millikan nennt als Beispiel die Mutter – und verknüpfen diese mit spezifischen Erwartungshorizonten, die es ihnen ermöglichen, »sich in ihrer Gegenwart angemessen zu verhalten« (ebd.). Ebenso kommen beide Positionen darin überein, dass Substanzbegriffe oder Typen und ihre Funktionen nicht etwas sind, das mit dem Erlernen von Sprache durch explizite sprachliche Begriffe ersetzt würde. Typen und Substanzbegriffe stellen vielmehr die Vehikel dar, mittels derer wir unsere Wirklichkeit unmittelbar wahrnehmen und zur Orientierung strukturieren, ob wir nun zudem über explizite sprachliche Begriffe verfügen oder nicht.

Der wesentliche Unterschied zwischen Substanzbegriffen und Typen andererseits besteht darin, dass Millikans Substanzbegriffe durch ihren intentionalen Bezug auf Objekte mit bestimmten natürlichen Merkmalen (Substanzen im Sinne Millikans) definiert sind. Husserls Typen auf der anderen Seite sind – unabhängig von der Frage, ob und wenn ja, mit welchen existenzon-

tologischen Strukturen oder Prozessen sie korrelieren – ausschließlich durch ihre apperzeptiven bzw. intentionalen_i Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte bestimmt, die sich im weiteren Verlauf der Wahrnehmung (immanent) entweder bewähren oder nicht bewähren. Wie oben gezeigt, versagt Millikans intentionale_e Definition zumindest bei kulturellen Memen, während es sich zugleich als hinreichend plausibel erwiesen hat, bezüglich ewiger Arten, Individuen und biologischen Spezies davon auszugehen, dass bezüglich dieser existenzontologische Grundlagen und Regularitäten existieren, die erklären, wieso bestimmte Objekte gegebenheitsontologisch durch bestimmte Vorwegnahmen zuverlässig wahrgenommen und vorhergesehen werden können. Es spricht also, auch aus einer phänomenologischen Perspektive, nichts dagegen, davon auszugehen, dass die sich gegebenheitsontologisch bildenden Typen, die mit diesen Substanzen korrelieren, sich intentional_e auf diese Substanzen beziehen; diese Frage wird nur für gewöhnlich aus einer phänomenologischen Perspektive nicht adressiert.

3.4 Sind ihre intentionalen_e Objekte konstitutiv für Begriffe-von?

Was lässt sich nun aber aus der vorangehenden Diskussion dieser verschiedenen Konzeptionen – namentlich: *empirische Schemata* (Kant), *Typen* (Husserl) und *Substanzbegriffe* (Millikan) – für die hier vertretene Konzeption von Begriffen-von gewinnen? Um diese Frage zu beantworten, soll noch einmal bei der zuletzt diskutierten Konzeption der Substanzbegriffe angesetzt werden um zwei wesentliche Problemstellungen, für die Millikans Ansatz jeweils eigenständige Lösungen anbietet, noch einmal deutlich voneinander abzuheben. Einerseits stellt und beantwortet Millikan durch ihre Konzeptionen von Substanzen und Substanzbegriffen folgende Frage: Wie gelingt es Menschen und anderen Organismen, sich in ihren komplexen realen Umgebungen handelnd und wahrnehmend zu orientieren? Antwort: Sie bilden auf der Grundlage ihrer Umgebungserfahrungen *Substanzbegriffe*, mithilfe derer sie bestimmte Objekte als Objekte bestimmter Art (re)identifizieren und mit entsprechenden Vorwegnahmen verbinden. Die zweite Frage lautet: Wie ist es in *existenzontologischer Hinsicht möglich*, dass Menschen und andere Organismen in der beschriebenen Weise Substanzbegriffe bilden? Antwort: Es existieren *Substanzen* in der wahrnehmungsunabhängigen Realität, die sich jeweils durch existenz-